

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Gericht.

Eine Studie von P. Haupt.

Wo lag hier Schuld? War's Vergehen? Verbrechen? Wer war Landfriedensbrecher?

Der Agitator sah hinaus zum Zellenfenster, vor dem sich geschwinde Wolken frisch und munter herschoben, durch dessen Fugen herb-kühler Hauch wohl frösteln machte, aber Frische, Ahnen vom freien Leben da draußen mit sich brachte. Er mußte lachen, spöttisch und siegesbewußt.

„Landfriedensbruch!“

Wie entsezt der Untersuchungsrichter es ausgesprochen. Und wie gehässig, verärgert er hinzugefügt: „Bei den heutigen Zuständen ist ja so was an der Tagesordnung.“

Jawohl — der Gefangene legte sich seine Gedanken zurecht wie Waffen, die er gebrauchen würde, da seit mehr als fünf Jahren eine schlecht ernährte, gegen die immer schlimmer werdenden Lebensverhältnisse nur schlecht gewappnete Masse in Deutschland lebte neben einer Schicht schlimmerer und bornierter, grenzenlos verdienender und machtgieriger „Balksogenossen“. Jawohl, in einem solchen Lande war „sowas“ möglich. War es möglich, daß eine durch wochenlangen Streik um Ausgleichung der Löhne an gestiegene Teuerung erhöhte Menge, als sie erfuhr, daß der Gutsbesitzer alle Kartoffeln hatte einmieten lassen, mit den hämischen Worten: „Die Streiker sollen freipieren, ehe sie was kriegen,“ diesem in den Hof einfiel und ihn zwang, ihr Kartoffeln abzugeben. „Wir waren keine Diebe,“ würde er sagen, „nur Hungernde, die die bitter nötigen Kartoffeln bezahlten mit dem amtlichen Marktpreis.“ Gewiß, das mußte er auch, die Gesellschaft durfte solche Explosionen nicht dulden. Aber war sie nicht selbst mitschuldig, da sie zuließ, daß frevelhaft Zündstoff gehäuft wurde? Das Leben draußen war anders als es sich vom Richterstuhl aus ansah.

Vom Richterstuhl aus. Da war es wieder das beklemmende Gefühl, gegen das er bei den Vernehmungen angeknüpft, das zu nisten schien im ganzen Gefängnis und Gericht. Ein Gefühl wie dumpfe Erstarrung, langsames Löten des Herzens, Trüben der Augen, gewalttames Zwängen der Gedanken in bestimmte Kanäle. Ein Druck, brutal wie eine Berggewaltigung des warmen Lebens. Wie dicke Gefängnismauern, gepolsterte Sitzungssaaltüren, die jeden Aufschrei hochmütvoll überhörend verschluckten.

„Zur Verhandlung.“ Die Tür wurde geöffnet, der Beamte wartete.

Da war es wieder im Verhandlungsaal: jenes ekelnde Erstarren, Einfrieren alles dessen, was draußen Gefühl und Trieb, heiße Not und Bedrängnis gewesen. Gleich einem Messer, das in gelötetem Körper wühlt und schneidet, um die Erscheinungen des Lebens zu finden und doch nur zerfehlt, in blutige häßliche Klumpen zerlegt, was atmete, was Willen, Tat gewesen, waren die Fragen des in toischwarze Talar gekleideten Gerichts. Advokaten, Staatsanwalt und Richter fochten mit Paragraphen, suchten einander zu übertrumpfen in Befehkenntnis und Auslegung. Sie glühten zwei Kartenpielern, die einander zu beweisen suchten, daß Pil, nein Herz hätte „stechen“ müssen.

Der Hauptangeklagte schauerte. Ihm schien, als würde ein fremdes Ding, nicht das, was ihn damals an Herz und Seele ergriffen, verhandelt. Die anderen Angeklagten, simple Arbeiter, suchten seinen Blick, hilfeheischend, als müsse er ihnen verständlich machen, was der Ankläger dort aneinanderreichte an Begriffen, die ihnen fern, unfassbar. Er aber sah die dicken Bände auf dem Richtertisch, die von Hand zu Hand gierig gegriffen wurden, in denen gebältert wurde, gesucht, gelesen. Er hätte aufschreien mögen:

„Geht hinaus ins Leben und sucht!“

Und er sah das prozige Fürstendbildnis hinter dem Richterstuhl, Krone und Zepter am Kopfe des häßlichen Goldrahmens, er sah die narbenzerhackten Gesichter, die Barette, und wußte: hier sollten frühere Zeiten, frühere Mittel über eine neue Welt richten.

„Hat der Angeklagte noch etwas zu bemerken?“

Unwillig, nachlässig die Frage, als wollte sie sich selbst beantworten: „Ihr könnt reden, aber da ihr nicht juristisch gebildet seid, laßt es lieber.“

Wieder die Blicke zu ihm. Er mußte reden. Mit den Worten schwand die Lähmung, und wie er die Ereignisse jenes Tages aufrollte, fühlte er die Starre sich verkrühen. Tückisch, riesengroß, beherrschend drohte ihm gegenüber Zepter und Krone, als müsse er mit ihnen ringen, sie niederringen.

Da fiel sein Blick auf den Richterstuhl. Gelangweilt blätterte der Vorsitzende in einem Gesetzbuch, der Staatsanwalt lächelte spöttisch, der Protokollführer hatte aufgehört zu schreiben, er wußte: was er dort sagte, sei juristisch belanglos.

Einen Augenblick zitterte seine Stimme. Aufhören? Aber da waren Blicke, die ihn verstanden, die Mitangeklagten, da waren Ohren, die ihm lauschten, und er fuhr fort, lebendiger, siegesbewußter als vorher. Was kam es auf ihn an, auf seine Strafe? Sein Wort würde wirken, würde verstanden, würde hinausgetragen in das Leben, in die Welt, dort mithelfen am Aufbau und Werden der neuen Welt.

Feuer und Herzschlag, Kampftruf und Sieg seine Verteidigung, Ankläger aus ihm, dem Hauptangeklagten, Ankläger gegen die Paragraphen, die im Leben wühlten, wie zerreißende Messer!

Er wußte, als er geendet, er wurde bestraft, aber die neue Welt, die sich ankündigte, die neue Welt, die läppisch wie ein Kind noch nicht immer geraden Kurs hielt: sie würde, sie mußte kommen!

### Januar.

Eine Umschau in der Natur.

Von Hedwig Stange.

Kälte herrscht und scharfer Wind. — Ueber Berg und Tal, über Wald und Feld streicht das Raubgeschlecht der Lüfte, Falke und Habicht, Bussard und Ur, scharfäugig suchend spähen sie hinab. Jetzt stirbt das Reh im feuchten Schnee an Hunger und Lungenseuche, das Wildschwein wird matt vor Winterelend und der Hase fränkeht am gefrorenen Futterkohl. Wenn der Fuchs nicht schnell abräumt, ist da die Tafel gut gedeckt und Raben und Krähen, die sich deutsches Land zum Sommeraufenthalt für diese Zeit gewählt haben, können getrost mitkudern. Nur ihr Aristokrat, der prächtige Kolltrabe, dem die Abstammung von Odin noch immer im Blute liegt, begehrt hier und da das Mahl für sich allein und treibt selbst den stärksten Mitbewerber, den Steinadler, „Krat-krat“ mit kästigen Hieben fort, wenn dieser Kühne sich überhaupt noch bei uns sehen läßt. — Die Krähen halten es sonst auch mit den Kulturstätten, am Rande der Städte liegt noch immer genug, und wenn auch unsere graue Nebelkröhe zur Brutzeit sibirische Steppeneinsamkeit gewöhnt ist, macht es ihr hier nichts aus, den Schulhof nach zerbröckeltem Kinderfrühstück abzulesen. In den Straßen übernimmt der Spah die Führung. Jetzt wird seine Frechheit endlich gewertet. Das Ziel — der dampfende Pferdeapfel, und die Gefolgschaft — ? — Goldammer und Haubenlerche, die Kahlmeise mit dem schwarzen Samtkäppchen und die Blaumeise mit der gelben Weste, das schöne Rebhuhn, das es draußen nicht mehr ertrug und ein zurückgebliebener, ermatteter Star, dessen zitterndes Körperchen wir ohne Widerstand in die Hand nehmen können. Mitunter ist gar in diesem Monat schon eine vorzeitig von Donau oder Rhein heimgekehrte Feldlerche dabei. Sie mag aber später von dieser degradierenden Gemeinschaft nichts mehr wissen und geht lieber noch mal weg in etwas geschütztere Gegend. Wenn nur der unerbittliche Verchensfall nicht immer hinter ihr her wäre.

Im Walde hat Wintersnot eine andere Künstlergesellschaft vereint. Hier führt der Buntspecht mit hellermunterndem Rufe an. Er geht um den Baum, die Splitter fliegen nur so hin und her, nun sieht man es erst, wieviel Insektenzeug da unter der Rinde als Ei oder Larve in den Frühling hineinwollte. Der Specht hofft sie mit seiner langen Klebezung vor und läßt für Baumläufer und Meisenvolk noch genug. Da huscht auch das Eichhörnchen herum, es hat seine Vorratskammer vergessen — die merkten wir erst im Sommer am kurzen Eichen- und Buchengestrüpp —, mit wenigem

muß es vorlieb nun nehmen, wenn es nicht in Scharen sterben will. Denn mit dem bequemen Winterschlaf hapert es etwas bei ihm: das Schlafen geht nur zeitweilig, anders als etwa bei Igel oder Fledermaus, wo der ganze Magen und dazu die Lunge so zusammengefallen sind, daß Futter ganz überflüssig und sogar lebensgefährlich wäre. Auch ist der Erzfeind, der Marder, unheimlich feindlich und nirgends Ruhe vor ihm. Wie aber jeder Mächtige noch einen Mächtigeren findet, das zeigt sich dann beim Menschen.

Früher Schnee ist dicht gefallen und keine Spur mehr von einem Fallensteller, und ein guter Broten lockt. So erlebt der Pelzjäger seine Freuden mit Marder und Wiesel, und weihen Hermelin und Nörz und rotem Fuchs. Der Schlauste selbst ist auf die Ente herein-gefallen. — Noch ein eigener Pelz ist jetzt zu finden. — Dort an der Ostsee, wo man Sommers vor lauter Menschheit bald nichts mehr spürt, sind seltsame Gäste aus hohem Norden gekommen, mit rauherdem Flügelschlag und langem vorgestreckten Halse. Es sind Wildgänse von den Tundren — Biskefors Wildgänse. Schnatternd fallen sie in den Winterroggen des pommerischen Landwirts, der blutig Rache nimmt. Und dazu noch näher vom Pol die märchenhaften Singchwäne, Weibchen und Kinder wollen Sommer halten an unserer verstorbenen Ostsee, nur halten, und die Männchen sind auch hier daheim geblieben. Die Gesellschaft trifft mit unserem Höderichman zusammen, wenn der nicht wieder aus Mittelmeer gezogen ist. Einige aber sind immer noch da, wohl wieder Männchen: wenn es schlimm wird, ziehen sie sich auf das Haff zurück und ducken schleiflich ganz verjüngert unter brennsschwarzen Schiffs-trinken, hoffnungslos, bis die Fischer sie mit Reulen schlagen und aus Fell und Daunen den Pelz für das pommerische Schulmädchen machen.

Ein stahlfester Monat, der Januar. Aber für alle, die sich nach dem Sommer sehnen, sei es gesagt: es rührt sich doch schon hier und da. Nicht nur, daß der Fuchs an den Abenden mit heilerem Gebell hinter der Fähr her ist und schon ans Freien denkt, nicht nur daß am Tage wunderbare Flugspiele in den Lüften zu sehen sind, nein, die Kästchen der Hasel strecken sich schon und werden bald gelber. Gott-staub herabrieseln lassen, vielleicht noch auf den Schnee — verschwenderisch, wenn nicht die Samenrolle auch noch genug einfiel. Und auch in den anderen Bäumen geistert es schon, man merkt es an den schwellenden Winternospizen. Es sind die ersten Anzeichen, daß ein gewaltiges „Es werde“ wieder erbrausen wird und daß der Winter kein Tod war.

## Der Lebenslauf des Eisens.

Von Josef Gladet.

Stein, Bronze und Eisen bezeichnen in ihren verschiedenen Anwendungsformen für den menschlichen Gebrauch die drei großen, Jahrtausende umspannenden Vorstufen der europäischen Zivilisation. In diesen drei vorgeschichtlichen Epochen sind die Keime aller überliefernten Entwicklung enthalten. Unermüdlicher Forscherfleiß hat bewiesen, daß das Eisen wenig mehr als dreitausend Jahre im Gebrauch ist.

Der Prähistoriker Montelius hat untersucht, wann das Eisen die Grundlage für die Kultur zu werden begann und ist zu folgenden Ergebnissen gekommen: Inschriften, die man im alten Ägypten gefunden, und ebenso Wandgemälde sprechen dafür, daß die Eisenzeit für Ägypten nicht früher begann als im 13. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. In den Ruinenhügeln der uralten asiatischen Städte Chatbas, Assiriens und Syriens ist Eisen erst in den Schichten aus der Zeit um 1000 vor Christi Geburt gefunden. Im 11. Jahrhundert erst begann die Verwendung des Eisens in den Kaukasus-ländern. Die Ruinenhügel von Troja lehren, daß auch dort die Eisenzeit vor 1100 vor Christi Geburt nicht begonnen haben kann. In Griechenland wurde das Eisen erst während des 12. Jahrhunderts allgemein verwendet. Allem Anschein nach ist Kreta, wie schon die aus dem 3. Jahrhundert vor Christi Geburt gefundene Kremlundsche Marmortafel andeutet, die das Eisen 1432 Jahre vor Christi Geburt auf dem Berge Ida entdeckt sein läßt, der griechische Landesteil gewesen, zu dem die Kenntnis des neuen Metalls zuerst kam. Im südlichen und mittleren Italien wie in Sizilien tritt es fast zur gleichen Zeit auf wie in Griechenland. In Mitteleuropa zeigt es sich nach dem Anfange des letzten vorchristlichen Jahrtausends, während des 10. und dem Anfange des 9. Jahrhunderts allgemein im Gebrauch. Anfaugs wurde das Eisen, da es selten und natürlich kostbar war, nur zu Schmuckstücken verwendet. In Frankreich begann die Eisenzeit etwa 800 v. Chr., in Norddeutschland und Skandinavien im 7. Jahrhundert.

Den Ort sicher angeben zu können, an dem die epochemachende Entdeckung des Eisens zuerst stattfand, erklärt Montelius außerstande zu sein. Uralte Traditionen verlegen den Ursprungsort des Eisens nach dem eisenerreichen Assyrien. Die heiligen Schriften der Juden berichten, daß Thubaltain, der in der Bibel (1. Moses 4, 22) erwähnte Sohn Lamechs, das Eisen aufgefunden habe. Man hat das Thubolvolk, das er repräsentiert, mit dem identifiziert, das die Südwestküste des Schwarzen Meeres bewohnt. Griechische Autoren dagegen berichten, wie das Eisen von den Chalybern entdeckt wird. Das Volk der Chalyber wohnte ebenfalls an der Küste des Schwarzen Meeres. Folglich weisen beide Traditionen auf dieselbe Gegend. Montelius stellt zwar nicht in Abrede, daß jene Gegenden für die Eisengewinnung in jenen uralten Zeiten von großer Bedeutung waren, hält es aber für wenig wahrscheinlich, daß dort das Eisen entdeckt wurde. Seiner Ueberzeugung nach kann die Eisenzeit der Kaukasusländer frühestens um 1100 v. Chr. begonnen haben. Eine

andere Tradition läßt, wie schon gesagt, das Eisen im 14. Jahrhundert vor Christi in Kreta entdeckt sein. Daß diese nicht richtig sein kann, geht daraus hervor, daß erst im 12. Jahrhundert das Eisen sich in Kreta und im übrigen Griechenland zeigt. Auch hält Montelius es für wenig wahrscheinlich, daß das Eisen zuerst in Noricum (zwischen dem nördlichen Teile der Adria und der Donau) gefunden sein soll, das von den römischen Schriftstellern wegen seines Eisens- und Stahlreichtums so gewühmt ist. Wenn das Eisen in diesem an das nördliche Italien angrenzenden Lande entdeckt wurde, müßte es dem ihm nahen Norditalien eher bekannt geworden sein als in dem entlegenen Mittelitalien. Das ist aber nicht der Fall, vielmehr kannte man das Eisen in der Tibergegend früher als im Potal. Somit bleibt nur das südwestliche Asien und Ägypten.

Daß das Eisen gediegen nur in den sogenannten Meteorsteinen vorkommt, ist bekannt. Meteor-, Luft- oder Mondsteine entstammen kleinen Himmelskörpern, die mit großer Geschwindigkeit aus dem Weltraum auf die Erde niederstürzen und staubfein oder in Blöcken bis zu 300 Zentnern hier unten ankommen. Kleine Körper, die schon in höheren Teilen der Luft zerplätzen und die Erdoberfläche oft gar nicht erreichen, heißen Sternschnuppen. Sie werden leuchtend durch die Reibung an der Luft, welche ihre Temperatur bis zur Weißglut steigert. Sind die Stücke größer, so bezeichnet man sie als Feuerkugeln. Sie lassen oft einen langen Schweif glühenden Staubes auf ihrer Bahn zurück, der erst nach mehreren Minuten verschwindet. Bisweilen lösen sie sich allmählich auf, vielleicht durch Bergasen, gewöhnlich aber erfolgt schließlich eine Explosion mit lautem Knall. Am 19. Juli 1912 fand nach 6 Uhr abends in der Nähe von Holbrook in Arizona ein Fall von Meteorsteinen statt. Bald nach dem Niederfallen der Steine ergaben die an der Stelle der Explosion vorgenommenen Nachforschungen nach den durch den Sturz zerstreuten Steinen, daß sie einen Raum von 5 Kilometern und in der Breite 800 Meter bedeckten. Nach sorgfältigem Suchen wurden schließlich 218 Kilogramm Steine gefunden. Der größte wog 6665 Gramm, 29 wogen über ein Kilo, 6000 Einzelsteine wogen 1—1000 Gramm und 8000 Splittler weniger als ein Gramm. Ein Bruchstück von der Größe einer Orange hatte sich in einem Baum eingegraben. Am 10. Februar 1896 fiel in Madrid am hellen Tage ein Meteor, das durch seinen Glanz viele Menschen blendete und eine furchtbare Panik hervorrief. Der Steinregen erfolgte erst 1½ Minuten nach dem Flagen, woraus eine Höhe von etwa 30 Kilometern für die Explosion berechnet wird.

Im übrigen findet sich Eisen meist oxydiert (mit Sauerstoff verbunden) in den bekannten Eisenerzen, aus denen es in den Hochofen gewonnen wird. Deutschland produzierte schon 1908: 11,8 Millionen Tonnen, also 2360 000 000 Zentner.

## Aus dem Leben der Mongolen.

Von Sven Hedin.\*

Der Mongole lebt in einem Land, das ein wohl wenig beneidenswertes, dafür aber gesundes Klima hat und das weit entfernt von dem raustosen Lärm des Lebens der zivilisierten Welt ist. Von klein auf ist er an die harten Mühen der väterlichen Wüste gewöhnt, mit freier Brust genießt er ihre reine Luft. Körperlich ziemlich kräftig, besitzt der Mongole eine gute Gesundheit und erreicht nicht selten ein hohes Alter. Die Bevölkerungszunahme geht allerdings sehr langsam vor sich; schuld daran ist die Armut des Volkes, das Jöbitat der einheimischen buddhistischen Geistlichen, der Lamas, aber auch Epidemien und Krankheiten, die zeitweilig große Verheerungen anrichten. Dafür erstehen dank der harten Lebensverhältnisse und der kargen Natur aus der jüngeren Generation Stützen für einen neuen kraftvollen Stamm. Ein echter Sohn der Wüste, ist der Mongole allzeit frisch, sorglos und glücklich, wenn er sich zu Pferd auf den endlosen Ebenen tummeln kann.

Im ganzen unterscheidet sich das mongolische Volk von den benachbarten Nomaden dadurch, daß es ein verhältnismäßig hohes Stadium der Entwicklung erreicht hat. Es besitzt eine eigene Schrift, gedruckte Gesetze, es studiert die tibetische Grammatik und religiöse Fragen, mit einem Wort, es hat sich zu einer wenn auch etwas kümmerlichen Kultur erhoben. Die Mongolen in der Nähe des eigentlichen China haben äußerlich und in ihrer moralischen Haltung viel vom Chinesen angenommen, es sind aber meist nur die schlechtesten Teile der Zivilisation.

Die Hirsjurt ist die bewegliche Wohnung des Mongolen, auf der Viehzucht baut sich seine Existenz auf. Ackerbau treiben die Mongolen nicht; im Handwerk beschränken sie sich auf die Herstellung einiger notwendiger Hausgeräte. Die tägliche Nahrung besteht aus Pflanzkost, der mit Salz und Milch gekocht wird, einer Menge verschiedener Milchgerichte, den berausenden Rummel nicht zu vergessen, endlich aus dem Fleisch von Schafen, gelegentlich auch von Rindern und Pferden, seltener von Hammeln. Die Nahrung wird immer sehr unreinlich zubereitet. So wird der Tee nicht selten

\* Wir entnehmen diesen interessanten Abschnitt mit Erlaubnis des Verlags Brockhaus dem soeben erscheinenden Werk Sven Hedins „General Prschewalskij in Innerasien“. In diesem Werk berichtet Hedin auszugsweise über die Entdeckungsgeschichte des russischen Generals und forschungsreichen Prschewalskij, der einer der erfolgreichsten Entdecker in den schwer zugänglichen Gebieten Innerasiens gewesen ist.

## Die Liebshaftern des „allerchristlichften Königs“.

Von Karl Fischer.

Im Jahre 1469 hatte Papst Paul II. dem König von Frankreich, Ludwig XI., den pompösen Titel „Allerchristlichfte Majestät“ verliehen. Diesen wundervollen Beinamen führten seither alle französischen Könige, auch Ludwig XV., der sich ebenso sehr durch Faulheit und Feigheit, wie alle nur denkbaren Laster und einen lächerlichen Aberglauben auszeichnete.

Verheiratet mit Maria Leszcynska, der Tochter des entthronten Königs von Polen, war der König anfänglich seiner Frau treu, aber bald führte er ein so lasterhaftes Leben, daß es überhaupt nicht mehr übertrieben werden konnte, und seine Flatterhaftigkeit ist sprichwörtlich geworden. Die Hofschranzen und Schmeichler des allerchristlichsten Majestät legten ihm den Beinamen „der Vielgeliebte“ bei. Sein Verbrauch an Mätressen war erstaunlich groß. Am kuriossten jedoch und ohne Beispiel in der Liebesgeschichte gekrönter Häupter und „berühmter Männer“ ist seine Liebshaftern mit drei Schwestern hintereinander, und nur ein Zufall hinderte ihn daran, auch noch die vierte und jüngste Schwester durch seine Günst zu „beglücken“.

Zuerst kam Madame Louise de Mailly an die Reihe, die Tochter eines verarmten Landadelmannes und Gattin eines unbedeutenden Beamten. In ihrer Umgebung lernte er deren Schwester Felicité kennen, die erst im Kloster lebte, nach kurzer Zeit aber die Längeweile hinter Klostermauern mit dem lustigen Pariser Leben vertauschte. Der König verliebte sich sofort in sie und verheiratete sie zunächst, damit dieser neuen Liebshaftern gewissermaßen ein moralisches Mäntelchen umgehängt wurde, mit dem Herrn de Binimille und stattete sie fürstlich aus. Sofort nach der Hochzeit verläßt sie den Gatten und siedelt in ein Lustschloß über, das der König ihr geschenkt hatte, und wo nun allabendlich Orgien gefeiert werden. Indessen, der Rausch dauert nicht lange. Felicité wird schwanger und stirbt an den Folgen der Geburt. Da man annahm, die Geliebte des Königs sei vergiftet worden, wird der Leichnam geöffnet. Die Aerzte nähern den obduzierten Körper nicht zu und man wirft ihn, das ist bezeichnend für die Rohheit der damaligen Sitten, in die Ecke einer Wagenremise und von dort auf den Schindanger. Der „Vielgeliebte“ aber kümmert sich nicht weiter um seine Mätresse. Er hat es mit der Angst bekommen, er glaubt, das alles sei nur geschienen, um ihn wegen seines frivolen Lebenswandels zu bestrafen, und er sieht sich schon in der Hölle braten. Zitternd und bebend fährt dieser königliche Wackelklops zu seiner ersten Geliebten, Louise de Mailly, zurück, mit der er betet und sonstige Anachtsübungen verrichtet, die jedoch bald von ausschweifenden Liebeszügen in den Hintergrund gedrängt werden und in Vergessenheit geraten.

Die allerchristlichste Majestät findet schließlich den Verkehr mit Louise langweilig und lästig und hält Umschau nach neuen Opfern. Da lernt er die dritte Schwester, Marie Anne, kennen, die mit dem Marquis de la Tourmelles verheiratet war und bei der Schwester zum Besuch weilte. Der König ist sofort Feuer und Flamme für die hübsche junge Frau, die alle Favoritin wird abgesetzt und Marie Anne auf den Thron der Liebe gehoben. Er ernannt die neue Mätresse zur Herzogin von Chateauroux und kauft ihr ein fürstlich eingerichtetes Schloß. Sie übt bald eine unheimliche Gewalt auf den König aus. Diese Liebshaftern verhängt Millionen, die dem armen, gequälten und geknechteten Volk durch immer neue und unerhörte Steuern abgepreßt werden. Sie bringt auch das Wunder fertig, den König dazu zu veranlassen, zum Heer abzureisen. Es bestand zwar dabei, weiß Gott, keine Gefahr für den allerchristlichsten König — man kennt das ja aus der neuesten Zeit vom Großen Hauptquartier und so —, aber trotzdem schlotterte dem König vor Furcht das Gebein. Allein die Sehnsucht der Mätresse nach dem Vielgeliebten war zu groß, und sie reist ihm in Begleitung ihrer vierten und jüngsten Schwester nach. Darob entsteht ein großer Skandal, und die Soldaten singen unter ihren Fenstern die frechsten Spottlieder. Pöblich erkrankt der König in Metz. Und wieder zerren an ihm alle Schrecken der Hölle. Als man in seinem Zimmer ein Stück Papier verbrennt, glaubt er den Rauch der Hölle zu erblicken und schreit laut auf vor Furcht. Die Geistesfreiheit verweigert dem König das Abendmahl, wenn er nicht die Mätresse fortschickt. In tiefer Nacht, bedroht von der Bevölkerung, muß sie mit ihrer Schwester nach Paris fliehen.

Der König aber wird nicht lange darauf gesund und kehrt ebenfalls nach Paris zurück. Hier war inzwischen die Mätresse erkrankt und starb nach kurzem Krankenlager durch Gift. Den König ließ ihr Tod durchaus kalt. Er überlegte, ob er nun nicht die vierte Schwester in seine Arme schließen sollte. Da lernte er durch einen Zufall Madame d'Étiolles kennen, die bekanntlich unter dem Namen Madame de Pompadour Weltberühmtheit unter den Mätressen Ludwigs XV. erlangt hat.

Georg Brandes sagt in seinem zweibändigen bei Erich Reish erschienenen Werk „Voltaire“, aus dem unlangst hier ein Kapitel abgedruckt worden und dem auch diese Episode von den drei Schwestern entnommen ist, von Ludwig XV.: „Der innerste Punkt im Wesen des Königs war der Nullpunkt, das Nichts, die gähnende Leere.“ Treffender und kürzer kann dieser allerchristlichste und vielgeliebte König nicht charakterisiert werden.

mit dem schmutzigsten Wasser gekocht. Für die Suppe werden die Schafeingeweide gewöhnlich nicht gewaschen. Die Butter ist voller Haare und Schmutz. Das Geschirr wird nur selten nach der Mahlzeit abgetrocknet oder ausgewischt; an Stelle eines Tuches wird trockener Kuhmist, Argol, benützt. Die Holzschalen, aus denen man Tee und Suppe genießt, werden mit der Zunge „reingelegt“ und dann auf der Brust verwahrt. Die Ehgier des Mongolen grenzt ans Unglaubliche, sobald er Gelegenheit hat, seine Fähigkeiten darin an den Tag zu legen; doch kann er auch, wenn es darauf ankommt, Hunger aushalten. Den Körper waschen sie nie; nur selten kommt das Gesicht in Berührung mit einem schmutzigen, feuchten Lappen, oder sie spülen es auch mit fetter Schafbouillon ab. Nicht selten pflegen sie bei den Mahlzeiten das Gesicht mit Schaffett einzuschmierem, wozu ihnen gewöhnlich dasselbe Stück dient, das sie mit gutem Appetit verzehren. Den Körper deckt eine dicke Schmutzschicht; die Kleider beider Geschlechter wimmeln von Parasiten, deren Vernichtung eine täglich wiederholte Beschäftigung ist, die auch in der Gegenwart Fremder ausgeübt wird.

Armseelig und wenig beneidenswert ist das Leben des Mongolen, arm ist auch seine innere Welt und der Kreis seiner Begriffe. Man darf aber dem in der Tiefe der Wüste, fern von den verderblichen Einflüssen des chinesischen Lebens wandernden Nomaden einen großen Teil rühmlicherer Eigenschaften nicht abschreiben. Er ist gutmütig, gaffrei, glücklich, zufrieden mit seinem Los und sehr ehrlich. Er ist ein guter Familienvater und führt ein recht patriarchalisches Leben. Im Allgemeinen sind die Mongolen im Gegensatz zu anderen Nomaden von sehr friedlicher Gemüthsart; grobe Verbrechen wie Mord sind selten, nicht einmal Viehdiebstahl kommt vor. Männliche Kühnheit steht bei den Frauen hoch in Ansehen. Das weibliche Geschlecht kann nach unseren Begriffen keinen Anspruch auf Anmut oder Schönheit machen. Bei den Mongolen wie bei anderen Völkern richtet sich der Begriff der Schönheit nach den am härtesten hervortretenden und am meisten charakteristischen Zügen des Rassestypus; daher sind Frauen mit platten Gesichtern und vorkragenden Backenknochen in den Augen der Mongolen die anzusehenden. Auf den Frauen ruhen alle häuslichen Beschäftigungen und die Erziehung der Kinder; in andere Dinge mischen sie sich nicht. Im allgemeinen sind sie viel arbeitssamer als die Männer, die oft recht faul sind. Bei jedem Schritt des täglichen Lebens zeigt sich diese Faulheit. Wenn der Mongole zu Hause in der Jurte ist, tut er gar nichts; nur selten macht er ein paar Schritte ins Freie, um nach dem Vieh zu sehen, das in der Nähe weidet. Ein großer Teil des Tages wird mit Teetrinken verbracht, das für den Mongolen eine beinahe gottesdienstliche Handlung darstellt.

Trotz seiner Faulheit ist der Mongole sehr neugierig und redselig, es fehlen ihm aber Großsinn und Munterkeit. Nicht einmal die Kinder vergnügen sich mit Spielen. Leider hört man selten und auch nur melancholische; sie besingen Erlebnisse aus dem düstern Leben des Nomaden und seiner einsörmigen Umgebung. Gemeinsame Feste, bei denen Wettlauf, Ringkampf, Scheibenschießen und andere Spiele stattfinden, werden nur ein- oder zweimal im Jahre gefeiert, bei den üblichen Festen in Urqa und an anderen wichtigen religiösen Stätten, aber sie nehmen mit jedem Jahr an Bedeutung ab. Die mongolische Höflichkeit äußert sich darin, daß man sich gegenzeitig mit Schnupftabak oder Tabakspfeifen traktiert, man fragt einander nach dem Ergehen der Herden und tauscht gelegentlich kleine Stücke von Seidentuch aus, die unseren Bisttentarten entsprechen. Die Gäste werden mit Tee, Milch oder Kummh bewirtet. Kommt ein Häuptling zu Besuch, so verhäumt der Mongole nicht, ein Schaf zu schlachten, das gewöhnlich bis zum letzten Bissen aufgefressen wird. Ebenso gierig wie der Mongole nach Geld ist, so geizig ist er, wenn es sich um Vieh handelt. Auch wenn seine Herden nach Tausenden zählen, verzehrt er nicht selten nur gefallene Tiere, und wenn es gilt, für den Tempel zu opfern, knausert er gern. Was die Heilkunst angeht, so ist der Mongole sehr leichtgläubig. Er nimmt gern seine Zuflucht zu den barbarischen Kuren der Damos und hat ein blindes Vertrauen zu den Heilkräften der Galle des Büren oder des wilden Fafs, des Herzens des Bergschafs, zu getrockneten Flederhäuten, Kräutern und anderem. Obgleich der Mongole mit Bestandkräften nicht reich ausgestattet ist, zeichnet er sich doch, wie es im allgemeinen bei unentwickelten Völkern der Fall ist, durch ein wunderbares Vermögen aus, sich an Kleinigkeiten aus seiner Umgebung und aus seinem täglichen Leben zu erinnern. So kennt er nicht bloß alle seine Pferde dem Aussehen nach, sondern findet auch mit Leichtigkeit ein verirrtes Schaf aus der zahlreichen Herde eines anderen heraus; er erinnert sich der Farbe und eines charakteristischen Kennzeichens eines Pferdes, das er vor vielen Jahren geritten hat, und beschreibet ausführlich die Kleidung, die er in seiner Jugend getragen hat. Ferner hat der Mongole einen sehr guten Ortsinn und orientiert sich leicht in der Wüste, er beobachtet und kennt eine große Anzahl von Naturerscheinungen. Dagegen versteht er es nicht, Zeiten und Abstände genau anzugeben. Die Zeit wird nach Tagen, Monaten und Jahren berechnet. Große Abstände werden durch die Anzahl der Tage bestimmt, die man braucht, um sie zu Pferd oder Kamel zurückzulegen; kleinere Wegstrecken werden gewöhnlich nur mit den Worten nah oder weit bezeichnet. Man orientiert sich immer, sogar in der Jurte, nach den Himmelsrichtungen; Bezeichnungen wie rechts oder links haben die Mongolen nicht. Trotz des trügen, abergläubischen, rohen Charakters der Mongolen verfährt sich doch der Reisende mit diesen Mängeln, wenn er den gaffreien, einfachen und bescheidenen Nomaden in der Wüste trifft. Schade nur, daß auch hier die schlechten Neigungen, ebenso wie im zivilisierten Leben, überhandnehmen, und daß das Laster fortschreitet zum Nachteil für die guten Eigenschaften der Seele.

Die alttestamentarischen Propheten. Wer den Schulunterricht in der alttestamentarischen Weise genossen hat, wird wohl in der Religionsstunde gelernt haben, die Propheten des Alten Testaments als wunderbare Männer zu schätzen, welche von Gott inspiriert eine ferne Zukunft weissagten und insbesondere das Kommen Jesu und sein Gottesreich verkündeten, mag auch wohl geglaubt haben, diese Anschauung stände für die Theorie fest. Daß das letztere schon seit langem nicht mehr stimmt, beweist Baumgarten in einem Aufsatz über „Die Auffassungen des neunzehnten Jahrhunderts vom israelitischen Prophetismus“ im „Archiv für Kulturgeschichte“, Band XVIII. Er betont den Gegensatz zwischen der traditionellen Auffassung, wie sie noch in der Kirche herrscht, und der wissenschaftlichen und verfolgt die Entwicklung der letzteren seit den Tagen Herders, der mit seiner Bibelkritik seiner Zeit weit voraus war, daher auch einsam stand. Lange rangen der Supranaturalismus der Orthologie und der Rationalismus miteinander. Im Geiste Herders wirkt noch am meisten Ewald. Einen großen Wendepunkt brachte das Jahr 1875 mit der Kritik des Pentateuch, der sogenannten fünf Bücher Mose, die noch lange Zeit für wirkliche Schriften aus der Mosaïschen Zeit gegolten hatten. Nach der neueren Forschung, in der sich besonders Wellhausen hervortat, ist das angebliche Mosaïsche Gesetz jünger als die Propheten, und diese gewinnen daher eine weit größere Bedeutung. Die Kritik ihrer Bücher, welche auch den ursprünglichen Text unter Ausschreibung der zahlreichen späteren Zusätze herzustellen sucht, hat viel Interessantes gefördert. Gegenüber den namentlich durch den Rationalismus verbreiteten Anschauungen, wonach sie im ganzen nur als weise Lehrer und fromme Pfarrer zu betrachten sind, hält Baumgarten ihren seherischen Beruf aufrecht und weist auf das Wilde, Unheimliche, Barocke und die ekstatischen Erscheinungen bei ihnen hin. Die Weissagung ist ihm keineswegs so nebensächlich, wie u. a. der Holländer Ruenen annimmt, der dabei besonders die Nichterfüllung der meisten Prophezeiungen ausnuht. Den Heilsverkündigungen legt er, wohl mit Recht, vollstümliche Anschauungen zugrunde und sucht den auffallenden Widerspruch zwischen ihnen und den Unheilsverkündigungen rein psychologisch zu erklären. Viel Wahres liegt offenbar darin, wenn er die Propheten Männer von furchtbarer Einseitigkeit, aber seltener Größe nennt. Zweifellos bietet das ganze Gebiet noch reichen Stoff zur Forschung, namentlich in einer Zeit, wo die alten Fesseln der Orthologie immer mehr gesprengt werden, und wir dürfen auch weiteren Kreisen von ihr viel Interessantes und Schreißreiches versprechen.

Ein Archiv der Töne. Vor einiger Zeit wurde der Staatsbibliothek zu Berlin ein Archiv der Töne angegliedert mit dem Zweck, eine sogen. Lautbücherei zu schaffen, d. h. mit Hilfe von Schallplatten die toten Texte und Buchstaben lebendig zu gestalten. Unter streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten sollen hier die Laute aller Lebewesen auf der Schallplatte festgehalten werden; musikalische Urkunden aller Völker werden gesammelt und zum Vergleich der verschiedenen Leistungen auf diesem Gebiete verhandelt; die Sammlung enthält Volksliederarchive sowie Musikleistungen berühmter Virtuosen. Das Institut bearbeitet außerdem bestimmte Aufgaben der Naturwissenschaften, wie Studium der Tierstimmen, Untersuchungen der „Naturlaute“ (Rauschen der Blätter, Brausen des Wassers usw.) und der künstlichen Geräusche, wie Kirchengeläut, Trommelsprache der Wilden usw. Endlich ist diesem Archiv noch eine Dokumentensammlung von „Stimmporträts“ berühmter Männer angegliedert; so finden sich Schallplatten von Hindenburg, Ebert, Bethmann Hollweg, Sven Hedin u. v. a.

## Kulturgeschichte

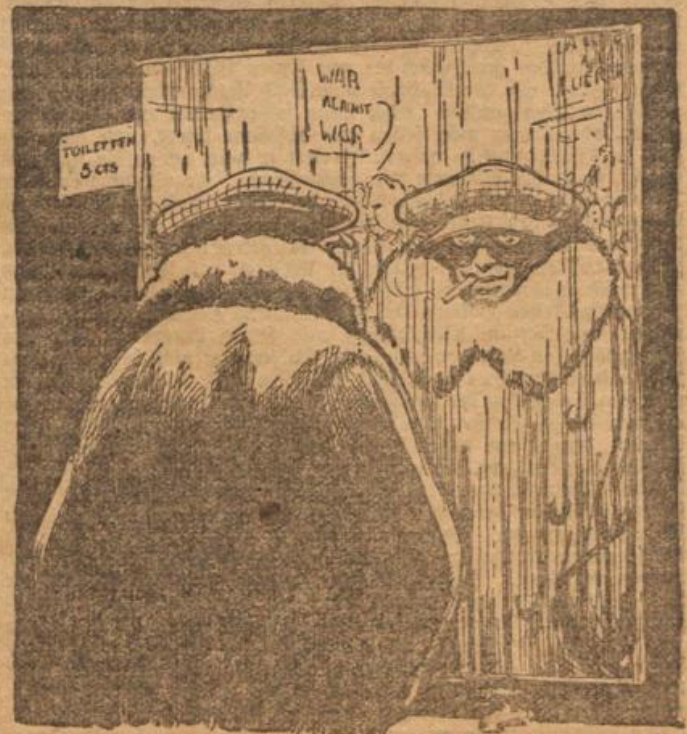
Wie Taschen- und Abreißkalender aufkamen. Während im 17. Jahrhundert das Volk fast nur die sogenannten „fliegenden Blätter“ gekannt hatte, auf denen, in groben Holzschnitten illustriert, die Weltereignisse, „Krieg, Hungersnot und Pestilenz“ verkündet waren, fand im 18. Jahrhundert der in Buchform erschienene Volkskalender Verbreitung und wurde alsbald zum wichtigsten Hausbuch, das in keiner Familie fehlen durfte. Als wiederum etwa hundert Jahre später aus dem Kalender ein Ding geworden war, das sich ewig wechselnd der jeweiligen Mode anpaßte, als der Almanach der Liebling der feinen Welt wurde, da kam es eines Tages auch in Mode, winzig kleine Kalenderchen bei sich zu tragen. Der erste, der sie herstellen ließ und in den Handel brachte, war der bekannte Berliner Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai. Es war gerade zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, als in der Nicolaischen Buchhandlung die ersten Taschenkaleender verkauft wurden, und Nicolai machte denn auch glänzende Geschäfte mit den zierlichen Dingen: sie gingen reißend ab. Zunächst waren sie noch ziemlich einfach ausgestattet, enthielten aber kleine Kupfer mit den Porträts des Königs und der berühmtesten Feldherren sowie ein paar schwungvolle Huldigungsgedichte. Da sie, wie gesagt, gleich bei ihrem ersten Auftauchen großen Beifall fanden, ließ Nicolai nun jedes Jahr hübschere und elegantere Muster herstellen, und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es bereits zur Mode geworden, daß man an der Uhrkette ein kleines in Leder gepreßtes Taschenkaleenderchen trug, ein „Verloren-Kalenderchen“, wie man es nannte. Die Mode der Verloren-Kalenderchen verschwand allerdings bald wieder, aber

der Taschenkaleender bürgerte sich immer mehr ein und ist heute fast unentbehrlich geworden. — Noch unentbehrlicher erscheint uns jetzt allerdings der Abreißkalender. Ueber sein erstes Auftauchen weiß man jedoch nicht mehr, als daß im Jahre 1859 in der „Illustrierten Zeitung“ eine Anzeige zu sehen war, in der ein „neuer Kalender, von dem alle Tage ein Blättchen abgerissen werden kann“, angepriesen wurde. Hergestellt wurde dieser Kalender, der in der Anzeige auch abgebildet war, von einer Heidelberger Firma. Ein Jahr später erscheint ein Abreißkalender von Heinrich Ebhardt, der übrigens nach einigen Angaben der eigentliche Erfinder des Abreißkalenders gewesen sein soll, und vom Jahre 1865 ab wurden auch zu Jahr in Baden Abreißkalender hergestellt. Merkwürdigerweise nannte man diese Kalender „amerikanische Kalender“, und es scheint in der Tat auch nicht ausgeschlossen, daß die deutschen Abreißkalender nur Nachahmungen eines amerikanischen Vorbildes darstellten. Jedenfalls erfolgte die Einführung des Abreißkalenders bei uns nicht vor Beginn der sechziger Jahre.

## Naturwissenschaft

Eine merkwürdige Fortpflanzungsweise. Im Atlantischen Ozean und im Mittelmeer lebt ein Tintenfisch, dessen Weibchen durch den Besitz einer zarten, papierdünnen Schale ausgezeichnet ist; es ist das Papierboot, von Zoologen Argonauta arge genannt. Die Fortpflanzung ist bei diesen Tieren außerordentlich merkwürdig und interessant. Die Männchen sind Zwerge und werden kaum 1,5 Zentimeter lang, auch fehlt ihnen die Schale. Ihre Fortpflanzungsprodukte, die Samenfäden, werden in eine lange „Samenpatrone“ verpackt, die auf höchst sonderbare Weise auf das Weibchen übertragen wird. Bekanntlich besitzen die Tintenfische kräftige Arme, die mit Saugnapfen ausgerüstet sind. Einer dieser acht Arme ist nun beim Papierboot völlig umgestaltet und steht im Dienst der Fortpflanzung. Dieser „Begattungsarm“ fällt durch seine Länge auf; sein Ende ist zudem peitschenförmig ausgezogen. Anfangs ist er in ein Säckchen eingeschlossen, das später platzt und den Arm freigibt. Damit die Samenpatrone, welche der Begattungsarm aufgenommen hat, auf das Weibchen übertragen werden kann, löst sich der Arm vom Männchen vollständig los und kriecht wie ein selbständiges Wesen auf der Schale des Weibchens umher. Schließlich gelangt er in die sogenannte Mantelhöhle; der peitschenförmige Anhang dringt in die Eileiter ein und vermittelt das Uebertreten der Samenpatrone. Es hat natürlich lange gedauert, ehe die wahre Natur des sich selbständig bewegenden Armes erkannt wurde. Da er einen komplizierten Bau zeigt, Nervenbahnen und fortdauernde Blutzirkulation besitzt, wurde der Begattungsarm anfangs für einen parasitisch lebenden Arm angesehen. Die Verwandten des Papierbootes besitzen ebenfalls solche freibeweglichen Arme; bei anderen Tintenfischen ist zwar ein Arm auch immer besonders für das Uebertreten der Samenpatrone umgebildet, ein Ablösen des Begattungsarmes vom männlichen Körper findet aber niemals statt.

## Kadek im Haag.



„Nichts wie Bourgeois auf diesem Friedenskongreß! . . . Der einzige Proletarier, den ich sehe, bin ich selber.“  
(Aus dem Amsterdamer „Nieuwspeter“.)